

btb

Buch

In den Erzählungen von Dimitré Dinev begegnen wir Steuereintreibern und Taxifahrern, Kommunisten, Soldaten, Wunderheilern, Schuhputzern, Sträflingen und Polizisten und ihren Frauen, Kindern und Geliebten. Da lässt ein liebestoller Inspektor für seine Freundin eine Handtasche aus der Haut einer Gefangenen anfertigen; da wird ein Mann, der keinen gültigen Ausweis besitzt, so lange geprügelt, bis er die Lichter einer Stadt sieht, die er bislang noch nicht kannte; da spendet ein junger Bulgare eine Niere, um seiner Cousine die Flucht nach Wien zu finanzieren. Dimitré Dinev erzählt mit viel Humor in einer ebenso prägnanten wie poetischen Sprache von jenen, die an der Grenze leben, von Menschen, für die der Begriff Heimat eine ferne, unerreichbare Insel ist. Mit seinem ganz eigenen, beschwörenden, fast märchenhaften Ton schafft Dinev, was nur die wirklich Großen können: das Schöne und das Schreckliche nebeneinander bestehen zu lassen.

Autor

Dimitré Dinev wurde 1968 in Plovdiv, Bulgarien, geboren, emigrierte 1990 nach Österreich und studierte in Wien Philosophie und russische Philologie. Seine ersten Veröffentlichungen wurden in bulgarischer, russischer und deutscher Sprache publiziert. Seither erschienen regelmäßig Drehbücher, Übersetzungen, Theaterstücke und Prosa in deutscher Sprache. Mit »Engelszungen« legte Dinev seinen ersten Roman vor, der von Kritikern und Lesern gleichermaßen begeistert aufgenommen wurde. Dinev wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis. Dimitré Dinev lebt als freier Schriftsteller in Wien.

Dimitré Dinev bei btb

Engelszungen. Roman (73316)

Dimitré Dinev

Ein Licht über dem Kopf

btb



Mixed Sources
Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2007,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlages Wien

Copyright © 2004 by Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2005

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: getty images

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

EM · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73520-4

www.btb-verlag.de

Wechselbäder

Die Zeiten waren wechselhaft. Man wechselte Fahnen, Wappen und Uniformen. Man wechselte die Namen der Städte, Straßen, Schulen und Sportplätze, der Parks, Krankenhäuser und Fabriken, und wenn man keinen geeigneten Namen für die Fabriken fand, schloß man sie wieder. So schien es jedenfalls. Man wechselte sogar die Sprachen. Gestern noch wurde der Schlosser aus der Metallfabrik, der drei Hände zu haben schien und deswegen auch mit drei Orden der Arbeit belohnt worden war, mit Genosse Petrov angeredet, heute traf man den arbeitslosen Herrn Petrov auf der Straße, den Blick besorgt auf den metallfarbenen Gehsteig gerichtet, die Hände in den Hosentaschen. Nur noch zwei Hände hatte er jetzt, die dritte hatte er inzwischen verloren. Nun war er ein Herr geworden, wozu brauchte man da noch Hände, geschweige denn Arbeit. Trotzdem waren die Herren aus den Fabriken unglücklich, denn nur ihre Orden erinnerten noch daran, daß sie einmal Arbeit hatten. Doch niemand fragte sie. Man wechselte lieber weiter. Denn es galt, soviel wie möglich zu wechseln. Die Kommunisten hatten endlich ihre Macht verloren, und eine solche Gelegenheit wollte keiner verpassen, nicht einmal die Kommunisten selbst. Sie wechselten über Nacht den Namen ihrer Partei und wurden Sozialisten. Und die Volksrepublik, in der all das geschah, heißt heute plötzlich nur noch Republik Bulga-

rien. In wenigen Stunden hatten brave, fast nüchterne Zöllner mit blauer Farbe das Wort »Volks« vor dem Wort »Republik« auf allen Tafeln an allen Grenzübergängen übermalt. Man könnte auch sagen, mit einem Stück Himmel bedeckt. Jenem Stück Himmel vielleicht, das dem Volk von der neuen Führung versprochen worden war. Denn nirgendwohin schaute das Volk lieber als in den Himmel. Dort veränderte sich nämlich auch dauernd irgend etwas, aber dieser Wechsel war ihm vertraut. Der auf Erden nicht.

Stojan Wetrev war einer aus dem Volk. Er schaute gern ab und zu in den Himmel, aber er lebte auf Erden. Er hatte rechtzeitig die Zeiten erkannt und lieben gelernt. Denn Stojan Wetrev liebte die Abwechslung. Was er nicht schon alles in seinem Leben gewechselt hatte: Aussehen, Wohnungen, Berufe, Orte, Freunde und Frauen. Nicht einmal Stojan Wetrev hatte er immer geheißen. Er liebte eben die Abwechslung. Und die Zeiten waren dankbar. Als es keinen Zucker und kein Öl mehr gab, griff er in die Vergangenheit und holte Öl und Zucker auf den Markt. Als noch keiner in der Gegenwart D-Mark brauchte, kaufte er sie für die Zukunft. Und schon kam sie, und das Volk wollte seine wertlosen Lewa loswerden und stürmte die Banken und klopfte zornig an die Türen. Da ging Stojan zur Menge, kaufte das wertlose Geld und tröstete sie. Denn er war einer aus dem Volk. Er schaute gern ab und zu in den Himmel, aber am liebsten schaute er, was auf Erden geschah, und da gab es wieder Zucker und Öl zu kaufen. Das eine weiß wie die Wolken, das andere gelb wie die Sonne. Und eines Tages würden sie wieder genauso unerreichbar und begehrenswert sein. Das wußte Stojan. Er

wußte, wann die Gegenwart billiger und wann sie teurer sein würde als die Zukunft. Denn die Zeit liebte ihn, weil er ihre Veränderungen zu schätzen wußte. Es schien, als ob sie ihm nachts all ihre Geheimnisse verriet.

Nun lebte Stojan Wetrev in Sofia, hatte drei Wechselstuben, zwei Leibwächter, einen Freund und keine Sorgen. So war es nicht immer gewesen. Er war zweiundzwanzig gewesen, hatte in einer traurigen, verregneten Stadt gelebt und eine Frau und eine traurige, verweinte Tochter gehabt. Ihr rechtes Bein war kürzer. Deswegen weinte sie. Vielleicht wollte sie mit ihren Tränen den Unterschied ausgleichen. So war sie auf die Welt gekommen, mit einem Bein, das gehen wollte, und einem, das am liebsten über der Erde schwebte, als ob ihm diese zu kalt wäre. Seine Tochter versuchte angestrengt zu gehen, seine Frau zu lachen. Er betrachtete die beiden, und von Tag zu Tag fiel es ihm schwerer, zu lachen und zu gehen. Er arbeitete damals in einer Lottostube. Er sah, wie viele das Glück suchten und wie wenige es fanden. Er sah, wie sie jedesmal voller Hoffnung kamen und wie angestrengt sie gingen, nachdem sie die Gewinnzahlen erfahren hatten. Sie hinkten beinahe. Hinkten dem Glück hinterher. So wie seine kleine Tochter Radostina. Er versuchte dann angestrengt, ihnen zuzulächeln. Fast so wie Sevda, seine Frau.

Es geschah an einem Frühlingstag. Er saß auf einer Bank, rauchte und beobachtete, wie zwei Arbeiter die Straßenschilder auswechselten und wie aus Boulevard Lenin Boulevard König Boris III. wurde. Er beobachtete, wie die Vögel sich auf dem Boulevard niederließen und die Straßen-

köter sich hinlegten. Vögel und Hunde kümmerte es nicht, ob sie sich auf einem Boulevard namens Lenin oder König Boris eine Ruhepause gönnten. Ihn schon. Da begriff er zum ersten Mal, daß er weder wie die Vögel noch wie ein Hund leben wollte. Er begriff, daß man jeden Tag arbeitete und trotzdem am nächsten Tag ärmer als zuvor erwachte. So waren die Zeiten. Er hatte sie erkannt. Nichts war mehr so wie zuvor. Und wahrscheinlich war es auch nie anders gewesen. Von da an liebte er die Abwechslung.

Als erstes wechselte er seine Kleidung. Statt einem Sakko zog er eine Sportjacke, statt den Schuhen Sportschuhe an. Statt in die Lottostube zu gehen, ging er zur Bank einer benachbarten Stadt. Statt seinem Gesicht trug er eine Maske, statt einem Kugelschreiber eine Pistole. Statt dem Glück hinterherzuhinken, lief er ihm mit Geld in den Händen entgegen. Die Miliz befand sich gerade in Umwandlung, aus ihr sollte die Polizei werden. An dem Tag gab es weder einen Milizionär noch einen Polizisten in der Nähe der Bank. So waren die Zeiten. Wechselhaft. Ein Glück, daß er sie so früh erkannt hatte. So hatte alles begonnen. So war er ans Geld herangekommen. Ursprünglich wollte er mit diesem Geld im Ausland eine Operation für seine Tochter bezahlen. Oder einfach einen Stapel Geldscheine unter ihr kleines Füßchen schieben, damit sie gerade stehen konnte. Aber er fuhr nicht mehr nach Hause. Er war schon in die Abwechslung verliebt.

In Wirklichkeit hieß er Vassil Gelev und hatte in einer kleinen traurigen Stadt eine Frau und eine Tochter, der

ein kleines Stapelchen Geld unter ihrem rechten Füßchen fehlte, um die Erde zu erreichen. Aber was ist schon die Wirklichkeit. War denn Stojan Wetrev, der drei Wechselstuben, zwei Leibwächter, einen Freund und keine Sorgen hatte, weniger wirklich? Nein. Denn nichts war wirklicher als die Veränderung. So dachte Stojan und war zufrieden. Er liebte die Zeiten, in denen er lebte. Die Frauen liebte er auch, denn sie waren für ihn wie die Zeiten. Sie wechselten oft ihre Meinungen und Stimmungen. Er hatte mal versucht, sie zu verstehen. Es war ihm aber nicht gelungen.

»Ich liebe dich«, hatte ihm Maja, seine erste Liebe, unter den Linden des Boulevards Lenin gesagt.

»Ich liebe dich nicht«, meinte sie zwei Wochen später unter denselben Linden. Er hatte damals immer noch dasselbe Gesicht, dasselbe Herz und dieselben Gefühle, trotzdem liebte sie ihn nicht mehr. Er verstand das damals nicht. Heute dagegen wollte er die Frauen nicht mehr verstehen. Heute liebte er sie nur noch. Sie liebten ihn, dann liebten sie ihn wieder nicht. Das war alles, was er über sie wußte. Deswegen merkte er sich auch schwer ihre Namen. Er sagte auch nie einer Frau, daß er sie liebte, denn kaum war er mit ihr, liebte er schon die nächste. Denn nichts liebte Stojan Wetrev mehr als die Abwechslung.

Nun hatte er drei Wechselstuben, zwei Leibwächter und einen Freund, Trojan. Trojan hatte seinen Namen nur zweimal gewechselt. In den achtziger Jahren hatten ihn die Kommunisten dazu gezwungen, später die Umstände. Er hatte zuerst Hassan geheißt, der türkischen Minderheit angehört, aber nicht an Allah geglaubt, sondern an

die helle Zukunft des Kommunismus. Die Kommunisten hatten seine Ungläubigkeit und seine marxistisch-leninistische Weltsicht geschätzt. Daran änderten sie nichts. Sie änderten nur seinen Namen. Dann hieß er Assen, war nun von der bulgarischen Mehrheit nicht mehr zu unterscheiden und glaubte weder an Gott noch an die helle Zukunft des Kommunismus. Anfang der neunziger Jahre hätte er wieder Hassan heißen dürfen. Da hieß er aber schon Trojan, denn er hatte in mehreren Dörfern der Rhodopen moslemische Frauen verführt, ihnen die Ehe versprochen und von ihren Eltern die Mitgift abkassiert. Zur Hochzeit war er aber nie erschienen. Er wurde gesucht. In einer solchen Situation will man nicht ewig Assen oder Hassan heißen. Er tauchte also in Sofia unter und lernte dort seinen zukünftigen Freund und Partner Stojan Wetrev kennen.

»Stojan, deine drei Wechselstuben machen guten Umsatz, deine Leibwächter guten Eindruck, deine Freundin Nina guten Sex. Sie ist glücklich, du auch. Aber es könnte noch besser werden. Deine nächste Freundin könnte dich noch glücklicher machen. Wir sollten uns nicht mit wenig zufriedengeben, wir sollten uns vergrößern«, sagte er eines Tages zu Stojan. Sie saßen in einer Bar. Zwei Bauchtänzerinnen setzten mit ihren Hüften die Luft um ihren Tisch in Bewegung.

»Wie heißt du?« fragte Stojan die eine.

»Galja«, sagte sie und massierte mit ihrem Hintern seinen Rücken.

Stojan zog sie an sich und spürte sofort, daß er mit Galja noch glücklicher werden würde als mit Nina.

»Stimmt. Wir sollten uns vergrößern«, sagte er zu Trojan und zog ein paar von Galjas Haaren aus seinem Mund.

»Hast du schon eine Ahnung wie?« Trojan hatte. Eine ukrainische Firma, die mit Erdgas handle, suche verlässliche Partner, unter deren Namen sie hier offiziell ein paar ihrer Geschäfte laufen lassen könne, sagte er. Man brauche nur so zu tun, als ob man mit Gas handle, und dafür kassiere man ordentlich. Stojan überlegte. Gas war unsichtbar. Er selbst sollte sein, was er nicht war und mit etwas handeln, das man nicht sah. Das gefiel ihm. Es hatte ihn nur ein bißchen irritiert, daß der letzte Partner der Ukrainer kürzlich zerteilt in fünfzehn verschiedenen Müllcontainern gefunden worden war.

»Waren es vierzehn oder fünfzehn«, wollte er sich noch vergewissern.

»Du meinst diese Müllgeschichte«, wußte Trojan sofort.

»Genau.«

»Fünfzehn. Aber ohne ein bißchen Risiko läuft heute gar nichts«, meinte Trojan. Also riskierten sie ein bißchen und gewannen viel Geld.

Die Firma Wetrev und Freund besaß jetzt mehrere Immobilienbüros, mehrere Wechselstuben und hatte mehrere Leibwächter. Etwas, was man nicht sah, machte die Firma immer reicher und reicher. Es sei das Erdgas, meinte die Firma. Aber die Beamten meinten etwas anderes und liebten sich ihre Meinungswechsel sehr teuer bezahlen. Trotzdem ging ein Jahr alles bestens. Dann bekam Stojan plötzlich von einer Frau Besuch, die er nicht kannte.

»Ich bin es, Trojan! Erkennst du mich nicht?« sagte die Frau. Stojan hatte die Frauen nie verstanden, und nun verstand er auch seinen Freund nicht.

»Etwas ist schiefgelaufen. Die Ukrainer behaupten, es

fehlen drei Millionen Dollar«, sagten Trojans geschminkte Lippen.

»Wir haben doch immer alles pünktlich überwiesen.«

»Sie behaupten es aber und wollen das Geld Ende der Woche haben. Es ist ernst.«

»Was sollen wir tun?«

»Siehst du«, zeigte Trojan auf seinen Busen. »Ich hab mir diese Silikondinger machen lassen. Ich wechsele einfach das Geschlecht, nehme meinen Anteil und verschwinde. Ich heiße jetzt übrigens Reni. Du tust am besten das gleiche. Leb wohl«, sagte Reni, bevor sie auf ihren Stöckelschuhen verschwand.

Stojan liebte die Abwechslung, aber so weit wollte er doch nicht gehen. Er ließ sich nur einen Bart wachsen und versteckte sich vorerst in einem Kloster. Jeden Tag besuchte er die Klosterkirche, betete und dachte nach. Noch vor kurzem hatte etwas, das man nicht sah, ihn immer reicher und reicher gemacht. Gott sah man auch nicht, so wie das Erdgas, also konnte man sich genauso gut auf ihn verlassen, dachte Stojan, kaufte Kerzen und zündete sie jeden Tag vor einer anderen Ikone an. Als er aber nach drei Wochen Renis Foto in der Zeitung sah und aus dem knappen Bericht darunter die Zahl der Einschublcher in ihrem Körper erfuhr, verließ Stojan das Kloster. Er borgte sich eine Kutte und kam als Pater Welisarij in Prag an. Dort segnete er zwei serbische Schmuggler, von denen er erfuhr, wo man gute Paflscher findet, kaufte sich einen italienischen Paß und reiste rasiert nach Wien weiter. Er gedachte, dort Ruhe zu finden. Aber wie konnte er, wenn er die Abwechslung liebte. In Wien veränderte sich wenig, nur ab

und zu die Zigarettenpreise und die Einwanderungspolitik. Seine Arbeit als Fensterputzer war auch nicht gerade abwechslungsreich. Es gab größere und kleinere Fenster. Das war alles. Ein Jahr putzte er sie, bekam immer denselben Lohn, lebte in immer derselben kleinen Wohnung und schlief auf immer demselben kleinen Bett. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß er nicht mehr derselbe war.

Während er sich eines Abends darüber Gedanken machte, durch die Kärntner Straße spazierte und einer Gruppe osteuropäischer Straßenmusiker zuhörte, wurde er von einer Wahrsagerin angesprochen.

»Sie sind Bulgare, nicht wahr«, sagte sie. »Viele Menschen wünschen Ihnen Böses. Sorgen, viele Sorgen haben Sie. Ich sehe eine Zahl in Ihren Augen. Fünfzehn. Geben Sie mir Ihre linke Hand.« Er gab sie ihr. Sie schaute kurz hinein und seufzte.

»Du hast deine alte Seele nicht mehr. Jemand hat sie ausgewechselt.«

»Was soll ich tun?« fragte er.

»Ich kenne jemanden, der dir helfen kann. Eine Wunderheilerin. Aber sie lebt in Bulgarien.«

»Gib mir die Adresse«, sagte er aufgeregt.

»Was gibst du mir dafür? Wieviel ist dir deine alte Seele wert?«

Er gab ihr fünfhundert Schilling.

Gut gelaunt kam Stojan in Bulgarien an. Auf einer Fahrkarte der Wiener Linien war die Adresse der Wunderheilerin zu sehen, in seinem Paß ein italienischer Name, in seinen Augen viel Hoffnung. Der Paß kam niemandem

verdächtig, die Augen kamen niemandem bekannt vor. Die Adresse stimmte. Im Zimmer der Wunderheilerin lief der Fernseher. »Reich und Schön zweihundertdreiundneunzigste Episode«, hörte Stojan die Stimme des Sprechers. Das Zimmer war weder reich ausgestattet, noch schön. Nur die Fliegen, die drinnen summten, konnten leicht zweihundertdreiundneunzig sein.

»Jemand hat meine Seele ausgewechselt«, begann er. Die Wunderheilerin hörte ihn an, band einen roten Faden an seine rechte Hand und gab ihm die Adresse eines Doktors.

»Er wird dir weiterhelfen«, sagte sie und schaute weiter fern.

Doktor Ivanov war Psychiater. Die Zeiten hatten bei ihm nichts verändert. Er bekam immer noch denselben Lohn, arbeitete nach denselben Methoden und trug denselben Frust mit sich herum.

»Ich will meine alte Seele zurück. Ich bin kein Italiener, ich heiße Stojan«, begann Stojan. »Eigentlich heiße ich Vassil, aber ich habe schon viele Namen gehabt. Etwas wie Gott, etwas, das man nicht sieht, hat mich reich gemacht«, sprach er weiter.

Doktor Ivanov hörte ihn ruhig an. Noch ruhiger rief er dann zwei Sanitäter. Stojan bekam eine Spritze, einen Pyjama und ein Zimmer.

»Ich bin doch nicht verrückt!« schrie er, als er aufwachte. Er wurde mal warm, mal kalt geduscht. Je nachdem, wie laut er schrie. Danach wurde er an sein Bett gebunden. In der Psychiatrie hatte sich eben seit den glorreichen Zeiten des Kommunismus wenig geändert.

Wenn er ruhig war, durfte Stojan im Hof spazieren gehen. Er schaute dann durch das Gitter hinaus und sehnte sich nach seiner alten Seele. Irgendwo dort draußen war sie, aber sie wollte und wollte nicht mehr zu ihm zurückkehren. »Ich hatte mal drei Wechselstuben, zwei Leibwächter und einen Freund. Er war zuerst ein Mann, dann war er eine Frau. Aber ich vermisse das alles nicht. Damals war ich nicht ich. Ich heiße nämlich Vassil und habe eine schöne, lächelnde Frau und eine kleine Tochter, der nur ein kleines Stapelchen Geld unter ihrem rechten Füßchen fehlt, um die Erde zu erreichen ...«, erzählte er dann dem ersten, den er traf. »Gebt mir meine Seele zurück! Ich will meine alte Seele wieder!« schrie er und versuchte immer wieder über das Gitter zu klettern. Dann wurde er abwechselnd warm und kalt geduscht. Aber das gefiel ihm nicht. Er liebte die Abwechslung nicht mehr.

Die Handtasche

1

Polizeiinspektor Evlogi Ditschev hatte eine Seele, die verwüstet war. Zertreten von seiner Geliebten und angeödet von seiner Frau. Alles nur Staub und Asche in ihm. Und weil er damals, als die Liebe zu seiner Frau erloschen war, nicht gelitten hatte, litt er jetzt doppelt. Vera, eine Sängerin, deren Stimme ihn zum Beben und deren Unterwäsche ihn zum Beten brachte, liebte einen anderen.

Inspektor Ditschev hatte Verdacht geschöpft, als ihm der Weg zu ihrem Bett, dem Ort der Offenbarungen und des Segens, immer öfter versperrt geblieben war. Er ließ sie beschatten, forschte nach, und seine Befürchtungen wurden bestätigt. Vera traf sich mit einem jungen, mittelmäßigen Dichter.

Die Nacht, nachdem er diese schwindelerregende Nachricht erhalten hatte, begann früher als sonst. Sie begann in seinem Kopf, ging erst dann auf die Welt über und endete im Bett von Fräulein Sina. Eine Meisterin, wenn es darum ging, hereinbrechendes Dunkel in Licht zu verwandeln. »Ihre Samen waren heute sehr bitter, Herr General«, sagte Fräulein Sina. Es war der Anfang einer bitteren Zeit für Inspektor Ditschev. Seine Augen fieberten angestrengt, die Finsternis in ihm von der der Stadt zu trennen. Sein Herz irrte zwischen zwei dunklen Gegenden umher. Es schlug laut, als ob es an eine verschlossene

Tür klopfte. Sein Mund hatte den üblen Geruch von Schnaps und verwestem Glück. »Hast du wieder Magenschmerzen, Evlogi? Du sollst nicht so viel arbeiten«, sprach seine Frau bekümmert und kochte ihm Kräutertees. Aber seine Ohren waren taub für ihre Worte. Sie kamen zu ihm wie in Pantoffeln und hatten, genau wie ihre Beine, alles Aufregende verloren. Evlogi trank schweigend Flüssigkeiten, die alles heilen konnten, nur nicht die immer größer werdende Sehnsucht nach Vera. Die Sehnsucht betäubte ihn. Sie zwang ihn, abends das Haus zu verlassen und durch die von Regen und Pferdekot verdreckten Straßen Sofias zu irren. Sie zwang ihn, seine Schritte an vielen offenen Kutschentüren vorbei, bis vor das gleißendhelle Portal eines Lokals zu lenken, vor dem sich der Portier vor ihm und seinem Leid verbeugte, weil er vom Kummer der Reichen und Mächtigen lebte. Sie zwang ihn, Trinkgeld zu geben, das Haus zu betreten, sich an einen Tisch zu setzen und Champagner zu bestellen. Seine Stiefel mit Kot verklebt, sein Inneres vom Regen aufgeweicht. In diesem Lokal sang Vera. In ihrem schwarzen Kleid begrub er seine Sehnsucht. Ihre roten Haare weckten sein Blut. Ihre weiße Haut verwischte die Schatten. Ihre grünen Augen versprachen die keimenden Wunder nie erlebter Frühlinge. Vera ließ sich nichts anmerken. Sie war nett zu ihm. Sie ließ sich neben ihm nieder. Sie schaute ihm in die Augen und trank Champagner mit ihm. Sie empfing ihn weiter in ihrem Zimmer, sie empfing seine Geschenke, auch seine Zärtlichkeiten, nur seine Samen empfing sie immer seltener. Die empfing Fräulein Sina in ihrem nach künstlichem Frühling riechenden Zimmer. Sie empfing die kleinen, bitteren Wahrheiten

einer zerschlagenen Seele. Sie fragte nicht. Unter falschem Namen bot sie alle verbotenen Lüste unechter Jahreszeiten. Ein Polizeiinspektor war wie ein Segen für sie, und ihr Geschäft gedieh. Ein großer Kummer trieb ihn zu ihr, deren Größe und Herkunft sie nicht zu ergründen versuchte. Er fand bei ihr die beständige Wärme und Heiterkeit eines für ihn erfundenen Frühlings. Der Inspektor kam, ergoß sich und zog wie die Wolken weiter. Gemildert und gelichtet, aber noch immer von einem unsichtbaren Unglück getrieben. Sina war die Dankbarkeit des Ackers. Er sehnte sich aber nach einem verlorenen Himmel. Ein Himmel, den jetzt ein anderer bestieg. Unglückliche Zeiten hatte Polizeiinspektor Evlogi Ditshev durchgemacht. Besorgniserregend war seine Erscheinung. Aber heute, den 20. Mai 1925, wurde sein Körper, dieser Ort der Enttäuschung, des Sodbrennens und des Mißtrauens zum ersten Mal seit drei Monaten, zwei Wochen und sechs Tagen von einer freudigen Erregung durchflutet.

Zwei Geburtstagsdaten hatte sich Inspektor Ditshev in seinem Leben gemerkt. Das des Königs Boris III. von Bulgarien und das seiner Geliebten. Heute hatte Vera Geburtstag. Er war frühmorgens aufgestanden, um ihr Geschenk abzuholen. Er hatte es vor einer Woche beim besten Meister bestellt. Er hatte graue Haare, einen weißen Schnurrbart, schwarze Augen und schwarze Finger, die wie Augen zu sehen schienen. Augen und Finger, beide von derselben schwarzen Farbe. Die einen vom Anstarren einer Welt, die die anderen gezeichnet hatten.

»Schaffen Sie es in einer Woche, Meister?« hatte der Inspektor ihn gefragt und ihm das Material gezeigt. Der Meister hatte sich an den Schnurrbart gegriffen, seine schwar-

zen Finger hatten sich eine Weile mit dem Schnurrbart unterhalten und seine Augen mit dem Material.

»Schrecklich«, war unter dem weißen Vorhang vor seinen Lippen hervorgekommen.

»Wie bitte?« war der Inspektor überrascht.

»Sie müssen die Frau schrecklich lieben«, hatte der Meister darauf erklärt.

»So ist es«, antwortete Inspektor Ditschev, ausgeliefert, wie bei einem Verhör.

»Kommen Sie in einer Woche wieder. Sie wird fertig sein«, hatte der Meister gesagt und seine schwarzen Finger in Inspektor Ditschevs Hand gedrückt. Jetzt stand der Inspektor wieder vor ihm, und freudige Erregung ging durch seinen Körper. Die schwarzen Finger hatten ihn nicht enttäuscht. In der Werkstatt, auf deren Boden sich Staub und Lichtflecken mischten, deren säuerliche Luft, von unermüdlichen Fliegen gehetzt, gegen die Fenster drückte und das Glas gelb verfärbte, in dieser dreckigen Werkstatt stand nun auf einem Tisch die schönste Handtasche, die Inspektor Evlogi Ditschev je gesehen hatte. Ihr schwarzes Lackleder war wie in süßliches Licht getaucht. Ihr goldener Verschuß war ein waches, alle versteckten Winkel erfassendes Auge. Zahllose Fliegen summten feierlich um sie herum. Die Tasche stand da wie eine überirdische Fliege. Sie war ihre Königin, die gekommen war, um die armen Verwandten nur kurz zu besuchen. Inspektor Ditschev hatte das Gefühl, sie würde ihm wegfliegen, wenn er sie nicht gleich packen würde. Er packte sie.

»Bravo, Meister«, schrie er fast, »Ihre Hände sind Gold wert.«

»Es war nicht schwer. Das Leder war gut. Mit so gutem

Leder hab ich noch nie gearbeitet. Es ließ alles mit sich machen.«

»Es hat mich auch sehr viel gekostet.«

»Eine solche Liebe ist jeden Preis wert.«

»Ganz recht, Meister, ganz recht«, sagte der Inspektor, bezahlte großzügig und ging hinaus auf die Straße, die Tasche wie einen gestohlenen Flügel an seine Brust gepreßt. Sonnig war der Tag, leicht war sein Schritt, hell waren seine Gedanken. Als er an der Kirche der Heiligen Nedelja vorbeikam, blieb er kurz stehen und bekreuzigte sich und die schwarze Handtasche. Die Kirche war erst vor kurzem bei einem Anschlag beschädigt worden. Gut hatte sich alles gefügt, gut hatte es Gott mit dem Inspektor gemeint, sehr gut, als er im April zugelassen hatte, daß kommunistische Attentäter eine Bombe in sein Haus legten. Die gesamte Regierung war beim Gottesdienst versammelt, denn es war die Totenmesse für General Georgiev, der zwei Tage zuvor vor einer anderen Kirche, wieder war es Gottes Wille, erschossen worden war. Minister, Generäle, Parlamentarier, die ganze Elite Sofias saß in der Kirche, Schulter an Schulter, als die Bombe explodierte. Dach und Decke stürzten auf die Häupter des Staates. Die Decke, mit dem segnenden Jesus. Ein Jesus aus Stein, Staub und Ziegeln stieg zu der Regierung herab. Gesegnet hatte er sie schon, jetzt wollte er sie umarmen. Schwer und kräftig seine Umarmung. Es starben Generäle und viele andere hohe Offiziere. Es starb der Bürgermeister und der Polizeichef, aber kein Minister. So wollte es Gott. Hundertsechzig Leute hatte Jesus fest in seine Arme geschlossen. Danach begann die schönste Zeit des Inspektors. Die Zeit der Massenarreste. Inspektor Ditschev hatte Gott verges-

sen, aber Gott ihn nicht. Er ließ ihn sogar selbst den Allmächtigen spielen. Er war ein guter Kumpel. Jeden konnte der Inspektor nun beim kleinsten Verdacht festnehmen und ihn dann leben oder verschwinden lassen. Denn die Ordnung des Landes war oberstes Gebot. Also nahm er so viele Verdächtige wie möglich fest, darunter auch den Mann, in den sich seine Vera, wahrscheinlich aus einer Laune heraus, verliebt hatte.

Ein zweiundzwanzigjähriger mittelmäßiger Dichter. Ein an seiner Armut gescheiterter Student. Was konnte so einer seiner Vera schon bieten, außer Elend und Jammer. Inspektor Ditschev ließ gleich seine ganze Clique festnehmen. Zwölf an der Zahl. Zwölf junge Männer, keiner älter als dreiundzwanzig. Zwölf junge Träumer voll Kraft und neuer Ideen. Wie sehr er diese jungen Männer haßte. Ihre unverbrauchten Körper, ihr Lachen, ihren Enthusiasmus, ihre aufreizende Naivität. Alles haßte er an ihnen. Was hatten sie schon von der Welt gesehen? Was wußten sie schon vom Leben? Manche hatten noch nicht einmal eine Frau geküßt. Die meisten noch nie mit einer geschlafen. Eigentlich alle, außer einem. Nun waren sie in seinen Händen. Elf jungfräuliche Männer und ein mittelmäßiger Dichter. Klar, daß sie nichts mit dem Attentat zu tun hatten. Klar aber auch, daß sie mit der Linken sympathisierten. Jetzt konnte Inspektor Ditschev mit ihnen machen, was er wollte. Er hatte das Beste daraus gemacht. Das Beste und das Schönste. Er hatte eine Handtasche aus ihnen gemacht.

Er ließ sie zuerst erwürgen. Er hatte schon größere Dichter erledigen und unschuldigere Menschen hinrichten lassen. Danach ließ er ihnen die Haut vom Rücken ziehen und zu Leder verarbeiten. So einfach war das. So zum

allgemeinen Nutzen hatte der Inspektor alles gelöst. Und er hatte sich solche Sorgen gemacht.

»Gutes, sehr gutes Leder«, meinte der Meister.

»Klar ist es gut, alles ist jetzt gut«, dachte der Inspektor, die schwarze Tasche an die Brust gepreßt. Sein Herz schlug munter, seine Gedanken waren geordnet. Wie gut sich plötzlich alles gefügt hatte, und wie sehr sich seine Geliebte über ein solches Geschenk freuen würde. Eine solche Tasche bekam man nicht einmal in Paris.

Er hatte sich nicht geirrt. Er kannte sie gut. Vera war an dem Abend sehr beglückt und sehr nett zu ihm. Sie küßte seine Augen, biß in seine Lippen, spielte mit seinen Ohren und seinen Brusthaaren und versteckte ihre Scham hinter der Handtasche, von der sie sich nicht mehr trennen wollte. Und, nackt wie sie war, setzte sie sich auf seinen Schoß und begann, ihm eine lange Reihe von Zärtlichkeiten zuzuflüstern. Zwischendurch erwähnte sie, ohne den schmeichelnden, sanften Ton zu wechseln, einen Cousin, einen Dichter, der irrtümlich verhaftet worden sei. Ob er ein guter Dichter sei, wisse sie nicht. Aber sie wisse, daß er ein völlig harmloses kleines Dummchen sei, das zwar allen möglichen Unsinn lese, aber sicher nie einer Partei, geschweige denn einer Terrorgruppe angehört habe. Er hätte nicht einmal den Mut, ein Huhn zu schlachten. Das wisse sie sehr gut, weil sie seine Mutter kenne. Könne ihr der allerliebste, allermächtigste Inspektor eine Bitte, eine winzigkleine Bitte erfüllen, und diesen armen Narren von einem Cousin freilassen?

»Du weißt, Begehrteste, daß ich alles, wirklich alles für ihn tun würde«, sagte ihr der Inspektor mit erregter Stimme, in die die ganze bittere Erfahrung und der ganze



Dimitré Dinev

Ein Licht über dem Kopf

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-73520-4

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2006

Die literarische Neuentdeckung der letzten Jahre.

In den Erzählungen von Dimitré Dinev begegnen wir Menschen unterschiedlichster Herkunft. Dinev erzählt mit viel Humor in einer ebenso prägnanten wie poetischen Sprache von jenen, die an der Grenze leben. Ihm gelingt, was nur die wirklich Großen können: das Schöne und das Schreckliche nebeneinander bestehen zu lassen. Er gibt den Heimatlosen eine Sprache und entführt uns in eine Welt, die wir nicht vergessen werden.



Der Titel im Katalog